

Sollten mich meine immer noch nur ausgedachten Enkel einmal fragen, an welchem Datum denn nun ganz genau China die USA als weltweite Supermacht abgelöst hat, würde ich ihnen mit zittriger Stimme antworten: »Am 22. Januar des Jahres 2011.«

An diesem Samstag kam unser Präsident Hu Jintao gerade von einem historischen Staatsbesuch aus den USA zurück. Dort war er von Präsident Obama aufs Prächtigeste empfangen worden, anders als noch vor vier Jahren von George W. Bush. Zu einem eigens anberaumten Staatsbankett kamen neben denen, die sowieso kommen mussten, auch die Ex-Präsidenten Carter und Clinton; außerdem machten Promis wie Barbra Streisand, Microsoft-Boss Steve Ballmer, Vogue-Chefredakteurin Anna Wintour oder Cellist Yo-Yo Ma dem Chinesen ihre Aufwartung. Zum Essen gab es pochierten Hummer, dazu spielten Lang Lang und Herbie Hancock. Weshalb man in den USA neuerdings chinesische Präsidenten so hofiert, hatte – wie WikiLeaks enthüllte – die amtierende Außenministerin Hillary Clinton bereits am 24. März 2009 dem ehemaligen australischen Premierminister Kevin Rudd anvertraut: »Wie kann man mit seinem Bankier rüde umspringen?«

Zum Schluss des Besuchs kaufte der so umschmeichelte chinesische Bankier seinen besten Schuldner noch ein paar Sachen ab, im Gesamtwert von 45 Milliarden US-Dollar, darunter zweihundert Passagierflugzeuge. Gleichzeitig erwarb

die Industrial and Commercial Bank of China (ICBC) achtzig Prozent der amerikanischen Bank of East Asia. Damit hält erstmals eine staatliche chinesische Bank die Kontrollmehrheit an einem US-amerikanischen Geldhaus, das auch im Privatkundengeschäft engagiert ist.

»Allerdings«, so würde ich den Enkeln sagen, »war es gar nicht dieser Besuch, der mich erkennen ließ, dass sich nunmehr die Zeiten endgültig gewandelt hatten. Viel wichtiger war eine Party, die am Abend des 22. Januar im Neubau des Central Academy of Fine Arts Museum in Peking stattfand, und zu der ich gar nicht eingeladen war.« Veranstaltet wurde sie von Prada China, und zwar zur Feier der Tatsache, dass sich im letzten Jahr der Verkauf von Prada-Produkten in China um sensationelle einundfünfzig Prozent gesteigert hatte. Auf diese Party schlich ich mich durch einen Seiteneingang. So war ich mit einem Male einer unter zweitausend Reichen und Nichtganzschönen – darunter Miuccia Prada persönlich –, die sich auf Pradas Kosten ein Glas G.-H.-Mumm-Champagner nach dem anderen einverleibten und vom Sashimi-Buffet naschten. Und dann stand plötzlich ER vor mir, nur drei Meter entfernt auf einer gar nicht mal so großen Bühne, und sang »Westend Girls« .

Ich war fassungslos, als ich begriff, dass man hier als kleines Party-Schmankerl den wirklichen und leibhaftigen Neil Tennant eingekauft hatte, Sänger des erfolgreichsten Pop-Duos aller Zeiten, den Pet Shop Boys. »Im selben Moment, meine lieben Enkelchen, wusste ich, was die historische Sekunde geschlagen hatte. Ich fragte mich nur ein wenig bang:

Wen oder was kauft China als Nächstes? Den Papst? Stephen Hawking? Nabokovs Gebeine? Oder am Ende sogar mich?«

WANN PLATZT DER KLANGKOKON?

[2]

Äußerlich gleicht China immer mehr den Ländern des Westens. Angesichts dieses Phänomens kommt unter Chinafreaks ab und zu die Frage auf, ob sich denn die Chinesen auch innerlich den Westlern anpassen, oder ob sie sich nicht doch auch zukünftig einen irgendwie ursprünglich chinesischen Gewohnheitskern bewahren werden? Die Meinungen darüber gehen auseinander. Betrachtet man allerdings die Entwicklung auf dem Krachsektor, dürfte die Antwort nicht schwerfallen.

Traditionell sind die Chinesen völlig geräuschunempfindlich. Das beweisen sie jedes Jahr wieder anlässlich der Feierlichkeiten zum chinesischen Neujahr. Da werden Hiroshimabomben direkt neben Taijiquan-Rentnern gezündet, die sich im Zeitlupentempo ungerührt weiterbewegen, und Säuglinge lächeln selig, wenn in den Straßen Kakophoniker auf Stalinorgelimitaten ihre Krachpartituren herunterspielen. Doch auch den Rest des Jahres macht den Chinesen ein gepflegter Lärm nichts aus. Ich sah hier schon Leute direkt neben Bohrmaschinen und Pressluftschlämmern schlafen.

Kurz vor Weihnachten besuchte ich dann den McDonald's bei uns um die Ecke. Hier lief in voller Lautstärke

eine getragene Version von »Jingle Bells« – in einer Endlos-schleife. Der croonende Sänger begann so lange immer wieder mit »Dashing through the snow / In a one horse open sleigh«, bis ich mein doppeltes Cheeseburger-Menü zusammenpackte und nach draußen stürzte. Von meinen chinesischen Mitbürgern um mich herum dagegen muckste sich keiner. Ich war mir sicher, dass sie die sich permanent wiederholende Alldrucksymphonie noch nicht einmal hörten. Immer noch scheinen Chinesen in einem eigenen Klangkokon eingesponnen zu sein, der verhindert, dass unerwünschte Geräusche wahrgenommen werden.

Langsam scheint sich jedoch dieser Schutzmantel aufzulösen. So wurde anlässlich der diesjährigen Neujahrsfestivitäten in Peking signifikant weniger geballert als in den Jahren zuvor. Das, was einem die Trommelfelle klingeln ließ, war nicht mehr Stalingrad oder Dien Bien Phu, sondern allenfalls die Erstürmung der Düppeler Schanzen. Und dann las ich im letzten Monat die unfassbare Meldung in der Zeitung, dass die Bewohner einer Wohnanlage im südlichen Pekinger Distrikt Daxing gegen den Betrieb der neuen U-Bahn demonstriert hatten, wegen des Lärms: »Ich kann so lang nicht schlafen, bis der letzte Zug durchgefahren ist«, beschwerte sich Anwohner Wang Jinan bei der *Global Times*. »Und ich wache durch den Lärm des ersten Zugs am Morgen auf.«

Ich denke, diese zwei Sätze beweisen, dass die Chinesen langsam auch sensorisch andere werden. Ich hoffe nur, dieser Prozess schreitet schneller voran. Seit Wochen werden in meiner Nachbarwohnung zu Renovierungszwecken meh-

rere Bohrmaschinen betrieben, und zwar immer genau dann, wenn ich mich an den Schreibtisch setze. Meine offenbar noch nicht verwestlichten chinesischen Nachbarn stört das wenig. Ich dagegen bekomme keinen geraden Satz zustande. Wenn Sie also mit diesem Buch nicht zufrieden sein sollten, beschweren Sie sich bitte nicht bei mir, sondern gleich bei meinen dauerrenovierenden Nachbarn.

WEISSER TERROR

[3]

Immer wieder treffe ich in Deutschland auf Leute, die verwundert sind, wenn ich vom Pekinger Winter erzähle. Das mag daran liegen, dass sie sich China als exotisches Land denken. In exotischen Ländern, so hat es sich in ihre Köpfe eingebrannt, scheint permanent die Sonne und ist es durchgehend heiß. Die Sonne scheint in Peking tatsächlich sehr häufig. Doch obwohl die Stadt auf demselben Breitengrad wie Madrid, Sardinien oder Ankara liegt, ist es hier im Winter meistens genauso kalt wie in Berlin oder Warschau. Nur Schnee fällt seltener, denn die Pekinger Winter sind sehr trocken. Zu trocken, wie das hiesige Weather Modification Center meint. Es nutzt deshalb jede Gelegenheit, um es schneien zu lassen. Dazu wird mit Kanonen, die am Stadtrand stehen, Silberiodid in jede etwas vielversprechendere Wolke geschossen, die sich über dem Stadtgebiet blicken lässt. Auf diese Weise wird sie »gemolken«.